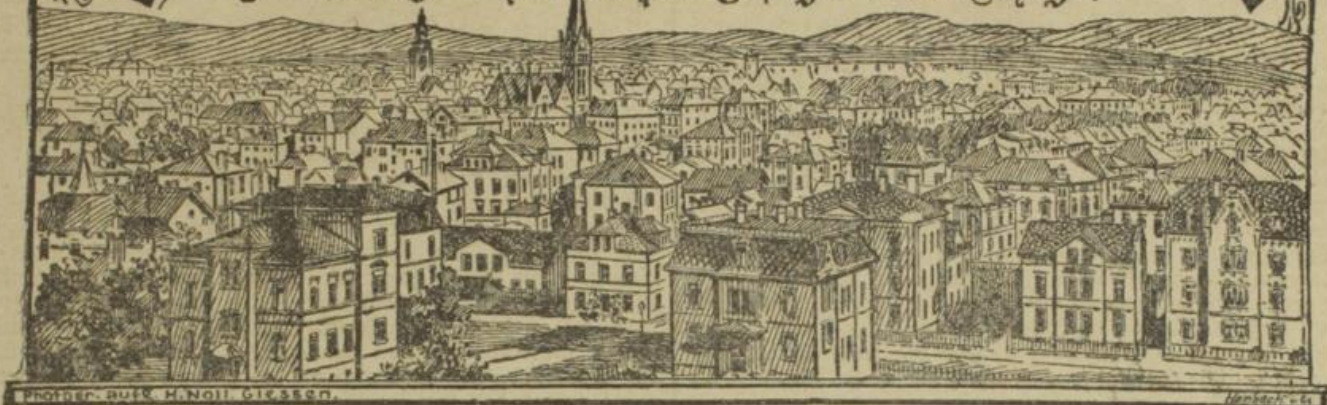


Giekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Giekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Ein Frühlingstraum.

Roman von Fr. Lehne.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Wer sagt, daß ich auf Glück verzichten will?“ entgegnete sie mit sanftem Lächeln, „ich bin glücklich in meinem Berufe, wenn —“

„Ach, das ist ja alles Unsinn und schöne Phrase! Das einzig wahre richtige Glück findet man nur in der Ehe und lernt es da kennen, vorausgesetzt, daß man auch den richtigen bekommen hat! Sehen Sie meinen Alton und mich an — wenn wir uns auch öfters zanken, verstehen wir uns doch und sind uns von Herzen gut! Wir sind eben beide ein bißchen hitzig — na, Sie wissen es ja selbst! — Aber wie könnten Sie es haben! Ueberlegen Sie es sich richtig! Alfred Kornelius ist ein liebenswerter Mann, dabei vermögend — hübsch — angesehen —“

„Das weiß ich alles, Liebste, er ist so gut und sympathisch, und ich habe ihn auch als Freund lieb — seine Frau kann ich aber doch nie werden!“

„— Und warum nicht? Dann sind Sie wohl gar —?“ Sie vollendete aber nicht, da sie selbst über das, was sie sagen wollte, erschrocken war. Mary lächelte etwas. „Vollenden Sie ruhig; ich weiß, was Sie sagen wollen! Nein, nein, ich bin keine Frau, weder eine davongelaufene, noch eine geschiedene — von der Seite ist also kein Hindernis da.“

„Nun ja, das würde meine Freundin auch geschrieben haben — aber —“

Mary schlang ihren Arm um die kleine rundliche Frau. „Nein, nein, ich bin nichts Abenteuerliches, sonst hätte mich Ihre hochherzige Freundin, Frau Doktor Walter, gar nicht bei sich aufgenommen und dann hierher geschickt! — Ich war nur ein armes freudloses Mädchen, das jetzt einzig im Dienst der christlichen Liebe ihren Lebensberuf sieht — nach einer bitteren trüben Erfahrung, die alle Herzensfreudigkeit und Lebenslust vernichtet hat! Das ist alles, Liebste! Und nicht wahr, nun dringen Sie nicht weiter in mich, wenn Sie mir die Zustaltsstätte hier bei Ihnen nicht rauben wollen. Später vielleicht erzähle ich Ihnen alles; jetzt kann ich noch nicht! Haben Sie Geduld mit mir! — Ich bin Ihnen ja so dankbar, Liebste, Teuerste, und es tut mir leid, gegen Ihren Willen zu handeln! Doch glauben Sie mir, ich kann nicht anders! Dr. Kornelius ist mir viel zu lieb, als daß ich ihn unglücklich machen sollte — er muß eine Frau haben, die ihm ein ganzes volles Herz entgegenbringt — und das kann ich nicht mehr — mein Herz ist tot!“

„Aber Ihre Kranken, Konsuelo, die für Ihre Güte schwärmen —“

„Das ist auch etwas anderes! Das ist unendliches Mitleid mit dem Elend anderer! Würde Alfred Kornelius

mit Mitleid sich begnügen? Nein! Er will mehr — und das kann ich nicht geben!“

„Ich bekenne mich überwunden, Konsuelo! Manches hätte trotzdem zugegriffen, ohne sich zu bestimmen — schon wegen der guten Versorgung — aber so sind Sie ja nicht! Es tut mir ja furchtbar leid, auf meinen Lieblingswunsch verzichten zu müssen, euch beide als Mann und Frau zu sehen!“ — und in einen anderen leichteren Ton übergehend — „na, nun will ich mal sehen, was Lina derweilen angerichtet hat — wird eine nette Bescherung sein! — — Aber nach Tische, Kindchen, legen Sie sich nieder und schlafen noch tüchtig, damit Sie ordentlich Kraft für die nächsten Tage haben, Sie Dickkopf!“ Und zärtlich küßte sie das Mädchen auf die Wangen, ehe sie nach der Küche ging.

Mary aber kniete in heißem Flehen nieder. Ueber ihr weißes Gesicht tropften große Tränen. „Lieber Gott, gib mir Kraft für die kommenden Tage, wenn ich ihn wiedersehen werde! Stehe mir bei, und rette sein Kind!“

5.

Pünktlich nach seiner Sprechstunde stellte sich Dr. Kornelius ein. Mary hatte schon alles zurecht gelegt, was sie nötig hatte, und so konnten sie sich ohne längeres Verweilen auf den Weg machen. Anfangs herrschte ein peinliches Schweigen zwischen beiden; der junge Arzt konnte die Abweisung am Vormittag nicht vergessen; aber Mary war so lieb und herzlich, um ihre Weigerung abzubitten, gut zu machen — sie brachte ihn durch geschickte Fragen aus seiner Bekommenheit. — Je näher sie dem Hause kamen, welches Hauptmann Wolfsburg bewohnte, desto heftiger schlug ihr Herz. Wenn sie ihn nur nicht sofort sah — das Begegnen mit seiner Frau wollte sie gern überstehen — dazu fühlte sie Mut und Kraft genug — aber er — wenn sie wieder in seine dunklen Augen blicken sollte, seine tönende Stimme wieder an ihr Ohr schlug — sollte das nicht zu viel sein? Aber sie wappnete sich mit der ganzen Selbstbeherrschung, die ihr Beruf erforderte — dann würde sie auch das überstehen! —

„Frau von Wolfsburg ist eine schöne elegante Frau,“ bemerkte ihr Begleiter, „mir ist sie aber nicht besonders sympathisch; sie ist sehr launenhaft und oberflächlich; ich glaube nicht, daß der Hauptmann glücklich an ihrer Seite ist! — Sie sehen mich verwundert an, Schwester, und denken gewiß, der Kornelius ist eine richtige alte Ratshabase; wozu sagt er das alles! — Aber sehen Sie, ich habe Gelegenheit, öfters mit Hauptmann Wolfsburg zusammenzukommen und ich schätze ihn als einen der besten, edelsten Männer, die ich kenne — und ich nicht allein habe die Meinung, auch Dr. Hamann und viele andere. — Daher auch das Interesse für seine Familie! — Ah, wie ich sehe, sind wir jetzt angelangt!“

Wenige Minuten später standen der Arzt und die Pflegerin im Krankenzimmer. Gabriele saß am Bett; sie erhob sich schnell, als die beiden eintraten. „Gut, daß Sie da sind,

Doktor!“ klagte sie, „ich weiß mir kaum zu helfen. Hasso kennt mich in seinen Fieberphantasien nicht; ich vermag ihn kaum im Bett zu halten; Fräulein kann mir auch nichts nützen.“

Der Arzt trat an das Lager des Kindes; vorher sagte er noch schnell vorstellend: „Hier gnädige Frau, die versprochene Hilfe, Schwester Konsuelo. Ihr können sie unbedingt alles überlassen.“

Gleichgültig neigte Gabriele das Haupt, aber als der Lichtschein der verschleierte Lampe auf das Gesicht der Schwester fiel, wurde sie fast starr vor Staunen! Dies Gesicht kannte sie doch — diese Züge hatten sich ihrem Gedächtnis so scharf eingepägt, daß sie sie unter Tausenden sofort erkannt hätte! so konnte sich die Natur nicht wiederholen — so täuschende Ähnlichkeit gab es nicht — das mußte sie sein — sie selbst — Mary Winters, ihres Gatten frühere Geliebte — indessen, wie kam diese in die Tracht einer barmherzigen Schwester? Jedoch die vollendete Weltbabe wußte sich zu beherrschen und ihr Erstaunen geschickt zu verbergen — kaum eine halbe Minute hatte diese Bewunderung Herrschaft über sie gehabt; sie faßte sich, und mit großer Liebenswürdigkeit, aber doch fremd, sagte sie: „Gut, daß Sie gekommen sind, Schwester — wir haben schwere Stunden durchlebt — o, und die letzte Nacht, kein Auge habe ich zugetan — wenn nur mein süßes Kind wieder gesund wird!“

„Was in meinen Kräften steht, gnädige Frau, Sie zu unterstützen, soll geschehen,“ antwortete Schwester Konsuelo mit ihrer sanften süßen Stimme.

Gabriele lauschte den Worten; o, jetzt war kein Zweifel mehr möglich; diese Stimme konnte nur Mary Winters gehören! Seltene Fügung! Triumphierend blickte es in ihren Augen auf — jetzt war Gelegenheit, sich an ihrem Gatten zu rächen und ihm die Demütigungen alle heimzuzahlen! In ihrer Gegenwart sollte das Wiedersehen der beiden stattfinden; dann wollte sie sich an seiner Bestärkung weiden, die Geliebte hier und in diesem Gewande zu sehen, und an seiner Qual wollte sie sich freuen, mit jenem Mädchen in ihrer — Ella — Gegenwart täglich beisammen zu sein! Vergessen war augenblicklich das kranke Kind — alles — nur dieser eine Gedanke beherrschte sie. Ihr Plan war fertig — Mary sollte, durfte nicht ahnen, daß sie erkannt war — mein Gott, das Gesicht einer Puzmacherin prägt sich nicht so scharf ein, daß man es nach so und so viel Jahren wiedererkennt! — Deshalb sprach sie auch unbefangen wie zu einer ganz fremden Person zu dieser, daß Mary der Gedanke kam, daß bei ihrer bekannten Oberflächlichkeit Ella sie gar nicht wiedererkannt habe! Sie hatte auch gar nicht Zeit, lange darüber nachzudenken, da das Kind ihre ganze Sorgfalt in Anspruch nahm. Der Arzt hatte sie zu sich gerufen und erteilte ihr mit leiser Stimme Verhaltensmaßregeln. — „Sie wissen ja selbst, was zu tun ist, Schwester,“ schloß er — „heute abend komme ich noch einmal; wir müssen den kleinen Kerl durchbringen, wenn es auch sehr bedenklich steht.“ Und zu Gabriele, die ihn nach der Tür begleitete, „haben Sie Vertrauen, gnädige Frau! — Und so lange diese da an einem Bette pflegt, habe ich selbst im schwersten Fall die Hoffnung nie verloren! Eine wahre Perle für uns Aerzte ist Schwester Konsuelo, ein liebes Geschöpf!“

„Ich habe noch nie von ihr gehört, Doktor! Sie ist wohl noch nicht lange hier?“

„Mein, erst seit August! Sie kam von D. vom Kinderhospital, ist eine freiwillige Pflegerin! — Und Ihnen, gnädige Frau, gebe ich den guten Rat, sich jetzt zu schonen! Ihr Kind ist in guten Händen!“ Er wußte genau, warum er das sagte — sie hatte ihm mit ihrer Unvernunft schon zu schaffen gemacht.

„Sie haben gut reden, Doktor! — als ob ich Ruhe hätte, solange mein Kind in Gefahr schwebt! — Also heute abend kommen Sie noch mal?“

„Zarwohl, gnädige Frau, zwischen neun und zehn Uhr.“

Stummend sah Mary an Hassos Bettchen. Sein Kind — eine unendliche Nührung erfaßte sie! Ja, es war sein Kind — ihm wie aus den Augen geschnitten. Es war dasselbe gleiche vornehme, schmale Gesicht, dasselbe dunkle lockige Haar, durch das sie so oft lösend gestrichen — das war seine Nase, sein Mund — und seine dunklen stolzen Augen, die jetzt aus dem Kindergesicht sie mit irrem Fieberglanz anschauten. Und sie dachte an ein ähnlich Gesicht — nur von blonden Locken umwallt — heiß, trat es in ihre Augen;

sie durfte nicht daran denken, wenn sie ihre Sicherheit behalten wollte!

Da trat Gabriele ins Zimmer. „Nun, Schwester, wie denken Sie?“ fragte sie leise, „die Aerzte geben immer so ausweichende Antworten! mein armes Kind!“ Und sie strich mit der Hand über sein Gesicht; der Knabe wurde dadurch noch unruhiger.

„Fort du,“ stieß er hervor, „du willst ja nichts von Hasso wissen; Hasso ist dir im Wege, du schlägst ihn immer —“

Gabriele wurde rot. „O Schwester,“ klagte sie, „wie bin ich unglücklich! So lange er krank ist, will er nichts von mir wissen.“

„Darüber seien Sie nicht bekümmert,“ sagte Mary begütigend, „das hat man häufig bei Kranken, daß sie diejenigen, die ihnen sonst die Liebsten auf der Welt sind, von sich stoßen und nichts von ihnen wissen wollen! Da hab' ich erst kürzlich wieder den Fall gehabt, daß eine in glücklichster Ehe lebende Frau während ihrer schweren Krankheit durchaus nicht die Nähe ihres Mannes vertragen konnte! — Ruhig, mein Kind,“ sagte sie liebevoll und legte die weiche kühle Hand auf die fieberheiße Stirn des Knaben. Und es war, als ob diese kinde Berührung Wunder wirkte — Hasso wurde merklich ruhiger. Unausgesetzt beobachtete Gabriele die Schwester. Sie hatte sich an die andere Seite des Bettchens gesetzt, das frei im Zimmer stand. An ihr, der reichen verwöhnten Frau, waren die Jahre vorüber gegangen, aber in dem blaffen schmalen Gesicht ihr gegenüber hatten sie Spuren hinterlassen, die Leid und Schmerz noch mehr vertieft hatten. Und doch konnte sie sich nicht verhehlen, daß Mary von einer fast überirdischen, rührenden Schönheit war. Unter der weißen Mähe hervor legten sich einzelne widerpenstige Locken, die sie vergebens zurückstrich, auf die klare Stirn, und die sanften ruhigen Bewegungen paßten zu der ersten einfachen Schwestertracht. Mary fühlte dies Beobachten als etwas Lästiges; vielleicht hatte Ella sie doch erkannt — aber nein, unmöglich, sonst hätte sich diese durch ein Wort verraten.

„Gnädige Frau, möchten Sie nicht ein wenig ruhen?“ bat sie da, „es steht uns wahrscheinlich eine schwere Nacht bevor.“

„Nein, nein, Schwester,“ wehrte Gabriele, „wie könnt' ich Ruhe finden! Lassen Sie mich bei meinem Kinde bleiben! — Uebrigens muß mein Mann bald kommen!“

Bei diesen letzten Worten behielt sie Mary scharf im Auge; jedoch kein Zucken verriet ihr, daß diese davon erregt wäre. Mary war ja darauf vorbereitet, Wolf zu begegnen, und Selbstbeherrschung hatte sie in den Jahren genügend gelernt!

„Ist es nicht ein anstrengender, entsagungsvoller Beruf, den Sie sich da erwählt haben, Schwester?“ begann Ella leise, „ich muß gestehen, daß ich dazu weder Mut noch Kraft hätte! Sie müssen doch vollständig mit dem Schönen, was das Leben gibt, abgeschlossen haben.“

Mary lächelte ihr sanftes Lächeln.

„Eines schickt sich nicht für alle, gnädige Frau! Aber wir müssen doch auch da sein! Im Anfang ist es mir recht schwer geworden, und gar manchmal stand ich am Ende meiner Kraft und wollte verzagen — dann hab' ich aber die Zähne zusammengebissen, um nicht umzukehren, und es gelang mir, die Schwäche zu überwinden! Dann ist mit der Geschicklichkeit auch die rechte Lust gekommen — und — gnädige Frau — jetzt kenne ich keinen schöneren Beruf — es ist herrlich!“ Ihre Augen leuchteten wie verklärt, während sie das sagte.

„Und wie sind Sie dazu gekommen?“ fragte Ella weiter. Hasso lag ruhig wie schlafend da, und so konnte wohl das gesprochen werden, was sie wissen wollte.

„Wie ich dazu gekommen bin?“ sagte Mary mit wehmütigem Lächeln. „Ich stehe ganz allein in der Welt! Die Eltern sind mir früh gestorben, aus fernem Land kam ich nach Deutschland — und eine liebe mütterliche Freundin, die ich gefunden, führte mich diesem Beruf zu.“

„Verzeihen Sie, Schwester, eine etwas indiscrete Frage — aber natürlich im Munde einer jeden Frau! Haben Sie niemals daran gedacht, sich zu verheiraten? Denn wer von der Natur so reich begünstigt ist, wie Sie, kann einer solchen Frage sicher nicht fern gestanden haben.“

(Fortsetzung folgt.)

Ein Ritt auf Leben und Tod.

Aus dem Kriegstagebuch des ehem. Unteroffiziers der Schutztruppe für Südwestafrika Ferd. Joh. Mohr, Gießen.

Am 25. August 1905 wurde ich mit Unteroffizier Schneider, Reiter Weißer und dem Bur van Nicker nach der 30 Kilometer vom Lager unserer 8. Batterie gelegenen Wasserstelle Spizhoppe abkommandiert.

Wir sollten die Werst (Dorf) und das Vieh der dort lebenden stieblischen Eingeborenen bewachen, was durchaus nicht so leicht war. Jeden Tag unternahmen wir einzeln weite Erkundungsritte nach allen Himmelsrichtungen; unser Unteroffizier hatte das Glück, bei der Farm Daweb Näheres über die Viehräuber zu erfahren. Es wurde beschlossen, durch einen gemeinsamen Patrouillenritt die Sache endgültig aufzuklären. Am dritten Tage unseres Aufenthaltes wurde derselbe ausgeführt.

„Kameraden,“ meinte Unteroffizier Schneider, als wir frohen Mutes durch die dunklen Felsen bei Spizhoppe ritten, „ich glaube, wir machen einen guten Fang.“ „Soll uns freuen,“ war die Antwort.

Auf der Farm Daweb, die wir bei unserm Ritt passierten, wohnte ein Engländer Smith nebst einem deutschen Gehilfen mit Namen Bitters. Diese füllten uns die Feldflaschen mit Milch, ein Trunk, den wir lange entbehrt, tauschten eine saftige Kalbskeule gegen einen von uns erlegten Steinbock ein, so daß wir wohlversorgt losreiten konnten. Bitters schloß sich uns mit einem Eingeborenen an. Die Sonne sank bereits im Westen, als wir die fast endlose Felskette passierten und in die Ebene hinausstrabten. So weit das Auge schweifte, wogte das gelbe Steppengras, inmitten der Ebene zog sich ein ausgetrocknetes Flußbett, das von hohen Bäumen umgeben war und einen wundervollen Anblick bot. Der Farmer veranlaßte uns, vom Wege abzugehen und einen geeigneten Lagerplatz zu suchen, ohne jedoch ein Feuer anzuzünden. Da an den vorhergehenden Abenden im Flußbett ein Feuer gelesen wurde, sollten wir so lange warten, bis dieses wieder aufleuchten würde. Wir beschlossen, falls dieses geschehe, daselbe zu umstellen und die Bande, welche nach Ansicht der Farmer nur 12 Mann und einige Weiber zählen sollte, womöglich lebendig gefangen zu nehmen. Da wir nur fünf Gewehre zählten, mußten wir mit einem eventl. hartnäckigen Kampfe rechnen.

Die Nacht verging, ohne daß wir etwas vom Feuer sahen. Beim Sonnenaufgang wurde gleich gesattelt, um den Rückmarsch anzutreten. Kaum waren wir eine halbe Stunde geritten, da fanden wir eine ganz frische Pferdespur. Nach einigen Augenblicken auch das Pferd, welches vielleicht eine Viertelstunde abgesselt war. Nach kurzer Zeit trafen wir auch eine Menge weiterer Spuren, so daß wir uns ganz verwirrt anschauten. Doch beschlossen wir, den Spuren zu folgen. Nach einem Galopp von etwa zehn Minuten, als wir eben durch eine Schlucht kamen und eine Felspartie umreiten wollten, befanden wir uns plötzlich einer etwa hundertköpfigen Hottentottenbande gegenüber. Zum Glück war dieselbe bei unserem plötzlichen Erscheinen derart überrascht, daß wir Gelegenheit fanden, unsere Pferde herumzureißen und wieder in der Schlucht zu verschwinden. Kaum hatten wir jedoch den Pfad erreicht, da sausten uns die Kugeln um die Ohren. Mit dem Gewehr in der Hand, den Kopf vornübergebeugt, jagten wir über Stock und Stein der Farm Daweb zu. In der Nähe derselben angekommen, zügelte ich mein Pferd und schaute mich nach den Kameraden um. Farmer Bitters hatte einen großen Vorsprung und entschwand bald aus den Blicken. Kamerad Weißer und der Bur kamen auf mich zu, nur unser Unteroffizier fehlte noch. Wir mußten vor allem dem Farmer Smith unsere Hilfe anbieten. Dieser lehnte dieselbe ab, da die Eingeborenen ihm als Engländer nichts zu leide tun würden.

Nun hieß es für uns eine Stellung suchen, in der wir uns so lange behaupten konnten, bis unser Korporal wieder bei uns war. Deshalb rückten wir nach einer nahen Kuppe, begleitet vom Feuer des Feindes, ohne jedoch getroffen zu werden. Aber schließlich mußten wir zurückkehren, sonst wären wir umzingelt worden. Rasend schossen die Hottentotten auf uns; doch das Glück war uns hold. Wir kamen unverletzt aus dem Feuerbereich und beschloffen möglichst schnelle Meldung zur Batterie zu geben. Die uns noch immer verfolgenden Reiter führten wir durch verschiedene Wendungen irre, so daß wir bald ihren Blicken entwandten. Als wir von einer Höhe aus zurücksehen, fanden wir, daß ein Teil der Bande nach Spizhoppe zog. Wir setzten nun unseren Weg mit der größten Vorsicht fort. Die Pferde am Jügel führend, schlängelten wir uns von einer Felskuppe zur andern.

Vom Kalkrand aus sahen wir, daß das ganze Vieh in der Richtung auf Daweb abgetrieben wurde. Das war der Feind. Der Abstieg von dem etwa 50 Meter hohen Plateau war sehr schwierig und gelang erst nach einigen Umwegen. Durch die Felsenkluft ging es im ruhigen Tempo auf Spizhoppe zu. In der Höhe des Berges Spizhoppe angekommen, sahen wir uns plötzlich dem Feinde wieder gegenüber. Das schüßende Buschwerk hatten wir eben verlassen, da sah der Feind auf, um uns zu umreiten. Wir suchten geeignete Deckung. Die Feinde rissen plötzlich ihre Pferde herum und kamen im Galopp auf uns zu. Inzwischen hatten wir eine kleine Anhöhe erreicht; hier sahen wir ab und warfen uns zur Erde. Die Hottentotten stugten. Aber

schon trachten unsere ersten Schüsse und zwei der uns am nächsten Haltenden überzählten sich. Wie der Blitz waren die anderen von den Pferden. Aber noch einmal boten sie uns ein schönes Ziel. Einige der feindlichen Pferde waren getroffen und sprangen wild durcheinander. Schon erhielten auch wir einen heftigen Kugelregen. Links und rechts flogen die Kugeln um unsere Köpfe; der Sand spritzte bald vor, bald hinter uns auf. Die Hottentotten kamen immer näher heran. Die Stellung konnten wir nicht wechseln, sonst hätten wir unsere Pferde preisgeben müssen. Als nun aber auch in unserm Rücken Feinde auftauchten, mußten wir den Platz verlassen.

Gedeckt durch die Anhöhe saßen wir auf und jagten im Galopp davon. Doch waren die Kugeln schneller als unsere Pferde. Ich lag plötzlich auf der Erde; mein Pferd war getroffen. Da half kein Zögern. Das Gewehr in die Hand nehmend, den Wasserfack vom Sattel reichend und ins Buschwerk retirierend war das Werk weniger Augenblicke. Die Büsche raschelten vor mir. Das Gewehr an die Wade reichend, erwartete ich die kommenden Dinge. Doch war es nur mein Kamerad Weißer, der auch sein Pferd verloren hatte. Der Bur mit seinem Pferde war entkommen. Wir beide, nun jeglichen Schutzes beraubt, beschloffen, einander auszuhalten bis in den Tod. Sollte der eine fallen, dann würde der andere bei der Leiche desselben ausharren, ihn rächen, bis auch ihn der Tod ergreife.

Im Lauffschritt zogen wir uns schleunigst aus den Blicken des Feindes zurück. Vor uns, in weiter Ferne, lag das Aurosgebirge und winkte Rettung entgegen. Rechts und links lauerte der heimtückische Feind. Dazu brannte unbarmherzig die afrikanische Sonne hernieder. Immer stärker machte sich der Durst bemerkbar; mein Wasserfack war durch den Sturz des Pferdes ausgefallen, nur mit wenigen Tropfen konnten wir uns die Lippen nagen. Da half kein Besinnen. Wir mußten uns durchschlagen. Anfangs kamen wir flott vorwärts. Aber nach längerem Marschieren schmerzten die Füße von der Hitze des Sandes. Zuletzt konnten wir nur noch ganz kleine Strecken zurücklegen. Es bedurfte schon der gegenseitigen Aufmunterung, um nicht ganz zu verzagen. Doch das Bewußtsein, daß ein deutscher Soldat in der höchsten Not seinen Gott zum Führer hat, gab uns neuen Mut. Halb verohrmachtet vor Durst und Hitze erreichten wir endlich am Abend den Eingang des Gebirges. Hier zogen wir die Stiefel von den wunden Füßen, um diese etwas abzukühlen. Lange hielten wir es nicht aus. Der Sand war zu heiß und Dornen und Disteln gruben sich ins Fleisch. Nach weiteren drei Stunden erreichten wir endlich das Lager unserer Batterie in Auros. Mit Jubel wurden wir empfangen. Mancher liebe Kamerad weinte Tränen der Freude. Denn der Farmer Bitters und der Bur hatten uns als gefallen gemeldet.

Zwei Stunden nach uns, kam auch unser Unteroffizier Schneider. Sein Pferd war bei unserem ersten Zusammentreffen mit dem Feind erschossen worden; ein weiteres, das er sich von der Farm geholt, unterwegs ermattet, so daß auch er einen großen Teil des Wegs zu Fuß zurücklegen mußte.

Am selbigen Abend ging noch eine Patrouille von 30 Mann fort, die mit dem englischen Farmer Smith und dem übriggebliebenen Teil seines Viehes am nächsten Tag zurückkam. Der Feind war mit dem geraubten Vieh verschwunden. Die Bande, mit der wir zusammengestoßen, waren die Witbois unter persönlicher Führung von Hendrik Witboi. Nach den Aussagen des Farmers waren sie 300—400 Mann stark. Wir erfuhren, daß der gefürchtete Witboi auf jeden von uns 20 Pfund Sterling (400 Mark) Fiangeld ausgesetzt hatte. Zum Glück brauchte er den Betrag nicht auszuführen. Auf dem Kampfplatz fand man die Leichen von zwei Hottentotten, außerdem sollte noch eine Anzahl verwundet sein. Wir ahnten deshalb noch nicht, daß dies Witbois letzter Viehdiebstahl war und ihn sechs Wochen später sein Schicksal erreicht haben würde. Zur Anerkennung unseres Verhaltens bezw. Ueberbringung der genauen Meldung über Stärke und Aufenthalt des Feindes wurden wir von Sr. Majestät dem Kaiser mit dem Militär-Ehrenzeichen 2. Klasse ausgezeichnet.

Richard Wagners „Jesus von Nazareth“

Von Wolfgang Golther.*

Schon 1843 hatte Wagner im „Liebesmahl der Apostel“ eine musikalische biblische Szene gebildet. Mit dramatischer Anschaulichkeit ist darin die Versammlung der von Gefahren bedrohten, zaghaften und kleinmütigen Jünger geschildert, zu denen sich die Apostel gesellen. Am Pfingsttage spielt die Szene: der Heilige Geist ergießt sich in die Herzen der Jünger, und mit einem begeisterten Schluschor fordern die Apostel auf, in alle Welt zu ziehen: Das Wort des Herrn soll allen Völkern werden, damit sein Preis in allen Zungen tön!

* Aus einer Einleitung zu: Richard Wagner. Gesamte Schriften und Dichtungen. Herausgegeben, mit Biographie, Einleitungen, Anmerkungen und Registern versehen von Geh. Hofrat Prof. Dr. Wolfgang Golther. Goldene Klassiker-Bibliothek. Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Berlin und Leipzig. Fünf Bände in sechs Leinenbänden 15 Mark.

Im „Jesus von Nazareth“ wollte Wagner ein gesprochenes Drama von der Lehre und dem Tode Christi schaffen. Der Entwurf aus dem Jahre 1848 schildert in fünf Akten die Wanderung von Librias, die Schiffspredigt am See Genesareth, das Abendmahl, die Gefangennahme am Delberg, die Vorführung vor Pilatus und die Verurteilung zum Kreuzestod, der aber nicht auf der Bühne vor sich geht, sondern nur in seiner Wirkung auf die Zurückbleibenden dargestellt ist. Dem Entwurfe folgen ausführliche Skizzierungen der Reden und Lehren des Herrn. In einem dritten Teil sind die zu benutzenden Bibelzitate ausgeschrieben. Judas und Barrabas eröffnen das Drama mit einem Gespräch, in welchem sie ihre weltlich politischen Absichten, den Zustand der Juden gegen die Römer und den Plan, den Sohn Davids, der sich in Galiläa kundgegeben, als den erwarteten Messias an die Spitze der Bewegung zu stellen, enthüllen. Judas gibt Auskunft über Jesus, über den er sich selber noch nicht klar geworden sei, ob er als König der Juden frei und offen die Errettung des Volkes bewirken wolle. Als Gegensatz zu diesem Messias, wie Judas und Barrabas ihn wollen, ist nun der wirkliche Jesus geschildert. Für die von Wagner durchgeführte Unterscheidung des menschlichen vom dogmatischen, symbolischen Christus gab „Das Leben Jesu“ von David Friedrich Strauß (1835) Anregung. Aber die soziale Auffassung der Christusgestalt ist aus den revolutionären Zeitströmungen zu erklären. Jesus predigt die alle Menschen einende und veredelnde Liebe: „im Geleis war die Sünde, und die Liebe ist das Geleis des Lebens“. Es sind dieselben Gedanken, die Wagner seine Brunnhild am Schluß der „Götterdämmerung“ aussprechen läßt, daß nicht trüber Verträge tragender Bund noch heuchelnder Sitte hartes Geleis, sondern die Liebe allein selig werden lasse. In langen lehrhaften Reden trägt Christus seine Gedanken vor. An das Gespräch zwischen Wotan und Fricka in der „Walküre“ erinnern die Worte: „Das Gebot sagt: du sollst nicht ehebrechen! Ich aber sage euch: ihr sollt nicht freien ohne Liebe. Eine Ehe ohne Liebe ist gebrochen, als sie geschlossen ward, und wer freite ohne Liebe, der brach die Ehe.“ Ganz kommunistisch heißt es: „die Sünde gegen das Eigentum entspringt einzig aus dem Geleis des Eigentums“. Charakteristisch sind die Worte: „Das Geleis steht statt der Allgemeinheit, also zwischen mir und dem Allgemeinen. . . Das Geleis ist Lieblosigkeit. . . Die Verhöhnung der Welt ist daher nur durch die Aufhebung des Geleises zu bewirken, welches den einzelnen von seiner freien Entäußerung seines Ichs an die Allgemeinheit abhält, ihn von ihr trennt.“ „Das letzte Aufgehen des Einzelnen in das Gesamtleben ist der Tod, er ist die letzte und bestimmteste Aufhebung des Egoismus.“ Wir finden ähnliche Gedanken in den Züricher Kunstschriften. Aber im lehrhaften Lag auch die Hauptgrund, der die Ausführung des Dramas schließlich verhinderte. Wohl war der Gesamtaufbau der Handlung geschickt und wirkungsvoll, die einzelnen Szenen teilweise von poetischem Gehalt. Aber die ganze Anlage und der Stoff selber eignete sich nicht für das Drama, das Wagner erlebte. Im Hinblick auf den dritten Akt des „Parzival“ ist die Anfangsszene des zweiten Aufzuges wichtig: „Am See Genesareth: Fischerbütten ziehen sich an ihm hin. Tagesanbruch. Jesus unter einem Baume schlafend: Maria von Magdala, zu seinen Füßen kniend und den Saum seines Gewandes küssend, spricht tiefe Reue und beseligende Liebe zu ihrem Erlöser aus. — Maria, die Mutter, tritt hinzu: die Magdalena wendet sich erschrocken ab und stürzt zu Füßen der Mutter, welche sie erforscht; der Magdalena Bekenntnis: sie hat ihr ganzes Eigen verkauft und den Gewinn Judas Ischarioth, dem Säckelführer der Gemeinde Jesu, übergeben: sie steht die Mutter an, sich beim Sohne für sie zu verwenden, denn sie begehre, als die niedrigste Magd in der Gemeinde dienen zu dürfen. Maria tröstet und entläßt sie.“ Die Szene der Salbung steht im vierten Akt beim Abendmahl: „Maria nimmt ein kostbares Fläschchen aus ihrem Busen, naht Jesus wieder, gießt es auf seinen Scheitel, wäscht ihm die Füße, trocknet und salbt sie ihm unter Schluchzen.“ Die Schlussszene des Dramas erinnert an das „Liebesmahl der Apostel“. Petrus ist auf dem Plage vor dem Palast des Pilatus zurückgeblieben. Als der Himmel sich verfinstert und Gewitter losbricht, die Erde erbebt und der Tempelvorhang zerreißt, spricht er: „Fürchtet euch nicht ob der Schrecken des Wetters, denn wir wissen, daß sie ein Zeugnis der Liebe sind.“ Johannes und die beiden Marien kommen von der Dürftung zurück: „er hat vollendet“. Petrus fühlt sich vom Heiligen Geist gestärkt: er verkündet in hohem Enthusiasmus die Erfüllung von Jesus' Verheißung: sein Wort stärkt und begeistert alles; er redet das Volk an, — wer ihn hört, drängt sich hinzu und begehrt die Taufe und Aufnahme in die Gemeinde.

Vermischtes.

— Die Gefahren des Inognito. Gabriele D'Annunzio, der als Mann von Welt sich einen Troß edler Windspiele hält, ließ in diesen Tagen bei Paris in der Hakenjagdkonkurrenz der Windhunde zwei seiner Lieblingshunde laufen. D'Annunzio mußte befürchten, daß das Erdröhnen eines so berühmten und großen Mannes, wie er es ist, das sportliche Interesse von den

Hunden ablenken könnte, und so war er rücksichtsvoll genug, seine beiden Hunde nicht unter seinem Namen in das Rennprogramm eintragen zu lassen. Er wählte, wie die Ora zu erzählen weiß, ein Pseudonym und nannte sich ganz schlicht und einfach M. Saint-Vidre. In der Nähe weilte auch der bekannte Theaterkritiker Sauven, und es fügte sich, daß der Mann der Kritik dem Herrn Saint-Vidre vorgestellt wurde. Bald kam das Gespräch auf Kunst und Theater, und Sauven, der keine Ahnung hatte, daß er mit D'Annunzio sprach, meinte, daß besonders in Italien Theater und Dramatik sehr darnieder liegen. Da fragte der angebliche M. Saint-Vidre: „Was sagen Sie denn zu D'Annunzio?“ Worauf der Kritiker erklärte: „Ich möchte Ihre Gefühle nicht verletzen, denn ich sehe, daß Sie sich für italienische Angelegenheiten erwärmen, aber der Mißsinn des letzten Dramas von D'Annunzio kann allenfalls noch mit seiner Dünkelhaftigkeit verglichen werden.“ D'Annunzios schöner Kopf erlähmte, aber er schwieg. „Was ist Ihnen?“ fragte beforgt der Kritiker. M. Saint-Vidre aber deutete auf die Jagd und zischte mit zusammengepreßten Zähnen: „Ich kann französische Hunde nicht ausstehen.“ — Der rauchende Schornstein. Von einem bekannten englischen Staatsmann, der in allen Dingen ein Optimist ist mit Ausnahme in Sachen der Ehe, weiß eine Zeitschrift eine amüsante Geschichte zu erzählen. Der Minister ging eines Mittags auf seinem Landgut spazieren und stieß dabei auf einen seiner Pächter, der mitten auf der Landstraße saß und sein Mittagessen ansehnlich seines nahe dabeiliegenden Hauses verzehrte. „Nun, Henry“, fragte der Staatsmann erstaunt, „warum essen Sie denn so allein hier draußen?“ „Ach, Herr“, stammelte der Mann in höchster Verwirrung, „drin' kann ich nicht, e—e— der Schornstein raucht nämlich so.“ „Das ist doch aber wirklich schrecklich“, sagte der Minister, dessen menschenfreundliche Gefühle sofort erwacht waren, „da muß ich doch mal nachsehen, woran das liegt.“ Und bevor ihn der Pächter noch aufhalten konnte, eilte der Herr mit raschen Schritten der Haustüre zu. Sobald er sie öffnete, trat ihn mit wohlgezieltem Wurf ein Kochlöffel an die Stirn und eine wütende Frauenstimme schrie: „Wirst du wohl wieder rausgehen, du alter Schuft! Raus oder —“ Höchst betroffen zog sich der Staatsmann sofort zurück. Der Pächter aber hatte sich wieder an den Begrund gesetzt und schüttelte sorgenvoll und in höchster Aufregung sein Haupt. Freundlich trat der Staatsmann zu ihm heran, klopfte ihn begütigend auf die Schulter und sagte tröstend: „Laßt's gut sein, Henry. Mein Schornstein raucht auch manchmal.“

* Papas Meinung. Er: „Haben Sie Ihrem Vater gesagt, daß ich Sie um Ihre Hand gebeten habe?“ Die resolute junge Dame: „Ja.“ Nun, und was meint er?“ „Ach, Papa lächelte nur, schüttelte den Kopf und meinte: „Ein tollfährner Bursche!“

* Leichte Korrektur. Der Gast: „Ach, Kellner, das tut mir aber leid, ich sehe eben, daß ich nur gerade so viel Geld bei mir habe, als die Rechnung ausmacht, so daß mir nichts für ein Trinkgeld für Sie überbleibt.“ — Der Kellner vertraulich: „Nun, dann lassen Sie mich vielleicht die Rechnung noch einmal durchsehen.“

* Ein williger Bote. Die Hausfrau zu dem arbeitslosen Bagabunden: „Sie sind arbeitslos? Da kommen Sie gerade zur rechten Zeit. Ich habe Holz zu spalten und wollte suchen nach einem Manne schiden.“ — „So? Wo wohnt der Mann? Ich will hingehen und ihn holen.“

* Das Modell. Ein Bewunderer zu dem berühmten Romanschriftsteller: „Wo haben Sie nur diese erschütternde Schilderung des kranken Kindes her!“ — Der berühmte Schriftsteller: „Ach, so benimmt sich immer mein Junge, wenn er nicht in die Schule will und behauptet, er sei krank.“

Arithmogriph.

- 1 2 7 6 deutscher Strom.
- 2 6 6 2 weiblicher Vorname.
- 3 2 5 2 6 Stadt in Schlesien.
- 4 2 1 2 6 2 südamerikanische Stadt.
- 2 5 2 6 Volksstamm in Ostafrika.
- 5 2 6 3 nährlicher Vogel.
- 6 2 7 6 Ort in Palästina.
- 7 3 7 3 ägyptische Gottheit.

Die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter sollen der Reihe nach, von oben nach unten gelesen, den Namen eines italienischen Komponisten ergeben.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Rätselsprungs in voriger Nummer:

Ach wie flüchtig, ach wie nichtig
Sind der Menschen Tage!
Wie ein Strom beginnt zu rinnen,
Und mit Lauten nicht hält innen,
So fährt unsre Zeit von hinnen. C. Brand.